

ZeitZeugenBrief

Wir organisieren und vernetzen Erinnerungsarbeit ❖ Juni/Juli 2021

BERICHTE ZU REISEN AUS VIELFÄLTIGEN ANLÄSSEN VON 1940 BIS 1960



Kinderlandverschickung in Ahlbeck

Fotos: Privatbesitz Dr. Riemer

MEINE KLV-ZEIT

Von Dr. Klaus Riemer

1940 nahmen die Fliegeralarme und Bombenabwürfe auf Berlin immer mehr zu. So verfiel der Reichsjugendführer auf die Idee, Schulkinder aufs Land zu verschicken, wo weniger Luftangriffe zu befürchten waren als in Städten, deren Fabriken und Verkehrsknotenpunkte kriegswichtig waren. Die künftigen Väter und Mütter sollten also durch die Aktion „Kinder-Land-Verschickung“, kurz KLV, dem Staat um jeden Preis erhalten bleiben. Für unsere Schule, die Diesterweg-Oberschule am Stettiner Bahnhof, hieß das neue Zuhause zunächst Ahlbeck an der Ostsee. Meine Klasse war in einem ehemaligen Ferienhaus in Strandnähe untergebracht. Für die meisten von uns war das Ganze ein Abenteuer. Heimweh kam kaum auf, und wenn, dann telefonierten wir eben mal mit den Eltern.

In meinem Fall fühlte ich mich in dieser Umgebung besonders wohl, weil ich schon als Kind mit Eltern und Verwandten in dieser Gegend war. Nun war ein älterer Klassenkammerad mein „Ersatzvater“. Es war Horst Kühnemann, der als Erwachsener 30 Jahre lang als Lehrer an Volks-, Real- und Fachschulen in Hamburg arbeitete und 2000 eine Honorarprofessur in Oldenburg erhielt. Auf einem Foto kann ich „Künne“ noch bei unseren Ritterspielen am Nachmittag erkennen.

| Inhalt | |
|--------------------------------------|----|
| Riemer: Meine KLV-Zeit | 1 |
| Sonnabend: Meine Erlebnisse... | 3 |
| Besser: Zum Aufpäppeln aufs Land | 5 |
| Liedke: Verschickung in der Kindheit | 6 |
| Brickwell: Helmas Dorf | 7 |
| Voormann: Verschickung | 8 |
| Plato: Sommerferien im Allgäu | 9 |
| Manke-Hengsbach: Kinderreisen | 10 |
| Suchmeldung | 11 |
| Gratulationen + Impressum | 12 |

Aber als auch Luftangriffe im nahen Peenemünde zunahmen, wo Wernher von Braun seine Raketen baute, wurden wir nach Zakopane in Südpolen verlegt. In diesem Sommer- und Winterkurort fühlte ich mich deshalb besonders wohl, weil hier meine Erfahrungen mit gleichaltrigen polnischen Jugendlichen, mit der Kultur der Goralen und mit dem Gebirge meinen privaten Horizont erweiterten. In den Sommermonaten spielten wir mit den polnischen Jungs Fußball. Die Probleme der Erwachsenen interessierten uns nicht. Englisches Kauderwelsch diente der Verständigung. Besonders im Winter halfen sie uns Großstädtern. Sie brachten uns bei, mit Skiern zu laufen und zu springen. Zakopane war ja durch seine riesige Sprungschanze weltberühmt, und mir machte das Skispringen besonders großen Spaß. Dazu hatte ich mir auch einige polnische Brocken gemerkt, die ich heute noch kenne.

Als die Ostfront näherrückte, kamen wir nach Plana bei Tabor, südlich von Prag, damals „Generalgouvernement Böhmen und Mähren“. Der Kontakt zu unseren Eltern war ja schon 1944 abgerissen. Weil jüngere Lehrer eingezogen waren, wurden Pensionäre und einschlägige Fachleute reaktiviert. So erhielten wir in Mathematik einen Astronomen, in Religion einen Religionswissenschaftler von der Berliner Uni. Er ließ übrigens nie ein negatives Wort gegen die jüdische Religion fallen, was damals Zivilcourage erforderte. Inzwischen waren wir in einem Alter, wo der verbotene Niggerjazz besonders attraktiv war, und diese Musik hörten wir nachts unter Decken im Speisesaal unseres KLV-Lagers, das übrigens ein beschlagnahmtes Hotel war. Was wir aber auch hörten, das waren die BBC-Nachrichten. So erfuhren wir, dass der OKW-Bericht immer erst ein oder zwei Tage später mit der Wahrheit herauskam, dass wieder einmal z.B. „die Front begradigt“ werden musste. Deutsche Geländegewinne allerdings wurden in beiden Quellen zeitgleich gemeldet, für uns ein Beweis, dass die Briten glaubwürdiger sind als unser OKW. Doch im März 1945 wurde uns eine Wochen-

schau mit Bildern von der Eroberung Ostpreußens gezeigt, in der die Gräueltaten sowjetischer Soldaten mit drastischen Einzelheiten zu sehen waren. Das wollten wir unseren Müttern und Schwestern ersparen. Wir, der Jahrgang 1931, meldeten uns spontan zum Volkssturm und wurden wenig später gegen englische Fallschirmjäger eingesetzt. Zum Glück hatten wir keine „Feindberührung“, als wir zusammen mit deutschen Reservisten und tschechischen Kollaborateuren einen Wald durchkämmten, mit aufgepflanzten Bajonetten und Eierhandgranaten in den Taschen. Denn tschechische Partisanen hatten in den Wäldern unterirdische Dörfer angelegt, in denen die Engländer tagsüber versteckt wurden. Sie operierten nur nachts.

Kurz darauf, ob auf Betreiben unseres Direktors oder auf „höhere Weisung“ wurde unser KLV-Lager aufgelöst und in Richtung Österreich verlegt, zunächst mit Lastwagen, dann mit der Bahn. In Linz hatten wir Fliegeralarm. Ich hatte mit dem „Lagermannschaftsführer“ Bahnhofswache, denn unser Gepäck blieb ja im Zug zurück. Die anderen waren in Luftschutzkellern untergebracht. Wir beobachteten, wie US-Bomber-Staffeln unseren Zug und einen Pferdetransport auf einem Nachbargleis trafen. Und das war für mich das Schlüsselerlebnis des Krieges: unschuldige Tiere, die mit zerfetzten Eingeweiden herumlagen oder mit letzter Kraft in Panik über das Bahngelände hetzten, an zerborstenen Schienen mit heraushängenden Därmen hängenblieben, stürzten und verendeten. Diese Bilder werde ich nie vergessen. Unsere Reise endete in Weißenbach am Attersee in Österreich.

Die Nöte der Zeit, das gemeinsam Erlebte, hatte die Distanz, die früher zwischen Schülern und Lehrkräften bestand, enorm verringert. Ein Foto [das sich leider nicht reproduzieren ließ. Anm.d.Red.] zeigt unseren Schuldirektor mit dem Religionslehrer beim Holzsägen für die Öfen der kleinen Kammern, in denen 12 Jungen auf Doppelbetten schlafen mussten.

In Österreich wurden wir nach dem kampflosen Einmarsch der Amerikaner als „Displaced Persons“ behandelt. Das bedeutete Hungerration, Ernährung aus Abfällen der Truppen, Diebstahl von Lebensmitteln nach dem Motto „Die haben ja so viel, da fällt so'n bisschen, was wir uns nehmen, nicht weiter auf.“ Doch der Zufall wollte es, dass 6 von uns, darunter ich, doch erwischt wurden. Wir mussten unser eigenes Grab schaufeln: Dann wurden wir nacheinander in den Wald geführt, der Größte zuerst. Wir hörten einen Schuss, dann kam der nächste dran. Als ich an der Reihe war, musste ich mich hinknien, der Ami schoss hinter mir in die Luft, dann wurde ich mit dem Hinweis, am folgenden Morgen zur Kantine zu kommen, weggeschickt.

Dass die Amerikaner mit uns diese Scheinexekution veranstalteten, mag darauf zurückzuführen sein, dass dieser Truppenteil Dachau befreit hatte. Sie zeigten uns Fotos, die sie dort aufgenommen hatten. Jedenfalls änderte sich unsere Situation schlagartig. Wir füllten unser „Grab“ mit Küchenabfällen und Müll - und vor allem: Der Hunger war vorerst überstanden, denn wir durften danach als Küchenhilfen arbeiten.

Ich bin immer am Schlimmsten vorbeigeschrammt, blieb von Kugeln, Bomben, Raketen und Granaten verschont, habe keine Eltern oder Geschwister verloren, hatte weder unter politischen noch militärischen Feinden zu leiden wie so viele andere Menschen. Weil ich zahllose Beispiele unglücklicher Kinder und Eltern aus nächster Nähe kenne, kann ich meinem Schicksal nur unendlich dankbar sein.

Meine Erlebnisse in einem KLV-Lager Slowakei 1944, Lagerbezeichnung „SLO 107“

Von Jörg Sonnabend

Als die Luftangriffe 1942/43 immer heftiger wurden und ein geregelter Schulbetrieb kaum noch möglich war, wurde die Kinder-

landverschickung ins Leben gerufen. Im Februar 1944 sollte auch ich an der Aktion teilnehmen. Zu meinem Glück stellte sich heraus, dass mehrere Jungs meiner Klasse mitfuhren, sodass einige bekannte Gesichter um mich waren. Etwa 100 Jungs zwischen 10 und 14 Jahren aus mehreren Bezirken Berlins trafen sich am damaligen Görlitzer Bahnhof in Kreuzberg. Wir bestiegen den Zug, ausgestattet mit Holzbänken. Jeder hatte einen Sitzplatz und ein Stullenpaket als Verpflegung. Die Fahrt ging durch die dunkle Nacht (wegen der Fliegerangriffe bestand Verdunklungspflicht) Richtung Osten, in die Slowakei, wie wir später erfuhren. Mit Unterbrechungen kamen wir schließlich im Dunkeln in Kremnitz, (slowakisch Kremnica) an. Mit Pferdeschlitten ging es einen ca. 1200 m hohen Berg hinauf zu unserem Lager, einem ehemaligen Erholungsheim. Ich habe immer noch das Bild vor Augen: Wir kamen aus dem zerbombten Berlin und fuhren jetzt durch eine traumhafte Winterlandschaft!

Unsere Ankunft im Heim führte uns wieder die harte Realität vor Augen. Das sog. Erholungsheim ähnelte einer Kaserne. Von langen Fluren gingen Stuben ab, belegt mit jeweils 4 bis 7 Schülern. Jeder Stube war ein älterer Schüler als Stubenältester zugeteilt. Ich kam in eine Stube, die den Namen des legendären Korvettenkapitäns Günter Priens trug. Hierauf war ich damals besonders stolz, da mein Vater bei der Kriegsmarine war. Alles war reglementiert wie in einer Preußischen Kadettenanstalt. Individuelle Freizeit gab es nicht, jede Minute war eingeteilt. Zwei Lehrer und eine Lehrerin waren von Berlin aus mitgefahren. Einer der Lehrer war der Lagerleiter. Die eigentliche Macht aber übten die drei sog. Lagermannschaftsführer (LMF) aus, alle um die 20 und alle Absolventen der Adolf-Hitler-Schulen (AHS). Von ihnen wurden wir geschliffen und drangsaliert wie die Soldaten, vom Wecken bis zur Nachtruhe. Natürlich gab es auch Angenehmes, an das ich mich gern erinnere, wie z.B. den Sport, die Heimabende und gutes, reichhaltiges Essen.

Hier kurz der Ablauf eines Tages: Zum Wecken erfolgte ein Pfiff und jede Stube musste sich im Flur, noch im Schlafanzug, in Reihe aufstellen. Der Stubenälteste musste dem LMF (**Lagermannschaftsführer**) Meldung machen. Es folgte dann das Zähneputzen und Waschen, natürlich alles mit kaltem Wasser. Dann mussten Betten gebaut und die Schränke wieder exakt eingeräumt werden.

Sollte hier irgendetwas schief sein oder das Bett Falten schlagen, so wurde alles vom LMF rausgerissen und mitten in der Stube auf einen Haufen geschmissen. Dann erfolgte wieder ein Pfiff, das hieß dann Raus-treten auf den Vorhof zum Morgenappell. Die Fahnen wurden gehisst, ein Lied wurde gesungen und es ging zum Frühstück. Zum Fahnenhissen noch eine Erklärung: die Slowakei hatte ja während des Krieges eine Scheinselbstständigkeit von „Hitlers Gnaden“. Sie wurde quasi als souveräner Staat behandelt. Es wurden also immer zwei Fahnen gehisst: die deutsche und die slowakische. Das Frühstück war sehr reichhaltig, es bestand aus einem Stapel Butterstullen und einer Milchsuppe. Nach dem Frühstück hieß es Wegtretan auf Stube. Da das Haus keine Zentralheizung hatte, mussten in den winterlichen Monaten jetzt die Öfen geheizt werden. Als Heizmaterial wurde Holz verwendet, das an jedem Nachmittag von einem Stubeninsassen nach oben getragen werden musste. Wir hatten normalen Schulunterricht. In drei altersmäßig aufgeteilten Gruppen begann jetzt der Unterricht im Speisesaal. Mittags erfolgte wieder der obligatorische Pfiff, das hieß dann Antreten auf dem Flur zum Mittagessen. Marsch in den Speisesaal und Aufstellung hinter den Stühlen. Es folgte dann wieder der Zirkus mit dem lautlosen Hinsetzen, auf und nieder dreimal und mehr. Nach dem Essen war eine Stunde Mittagsruhe angesagt. Wir mussten uns in die Betten legen, die Stubentüren mussten offen bleiben und es musste absolute Ruhe herrschen. Wurde man beim Schwatzen erwischt oder man machte andere Unruhe, waren Strafen zu erwarten. Als Strafe musste man z.B. in

Liegestütz, auf dem Flur vor der Tür des LMFs, den Rest der Mittagsruhe verbringen. Oder man musste stehen und ein Stück Holz in den ausgestreckten Armen halten - eine anstrengende und manchmal schmerzhafteste Strafe. Nach der Mittagsruhe ging es ein klein wenig lockerer zu, wir durften uns unser Vesperbrot im Speisesaal abholen und zum Essen mit auf die Stube nehmen. Vesperbrot hieß in diesem Falle: mehrere mit Butter und Marmelade beschmierte Stullen und ein Pott süßen „Muckefuck“-Kaffee. Der Rest des Tages war mit wechselnder Beschäftigung ausgefüllt. Wir hatten entweder Sport, im Winter meistens Skifahren, machten Geländespiele, oder es stand der berüchtigte „Ordnungsdienst“ auf der Tagesordnung. Hinter dieser harmlosen Bezeichnung verbarg sich für uns ein kleines Martyrium, es war schlicht und einfach ein Exerzieren wie bei den Soldaten auf dem Kasernenhof. Das hieß: Laufen, dann Hinlegen, dann wieder „auf, auf, Marsch, Marsch“, wieder Hinlegen und weiter Robben usw. usw. Wir waren zwar in körperlich guter Verfassung, aber nach diesem sog. Ordnungsdienst waren wir immer vollkommen fertig und froh, wenn wir uns vor dem Abendbrot noch etwas hinlegen konnten. Es war praktisch eine vorsoldatische Ausbildung, die man mit uns Kindern hier betrieb, heute nicht mehr vorstellbar.

Nach dem Abendessen standen uns eigentlich immer die schönsten Stunden des Tages bevor, es waren die Heimabende. Wir verbrachten einige Stunden mit Singen oder Vorlesen, oder es wurden Geschichten erzählt. Dass diese Geschichten vom Krieg und von Kriegshelden handelten, versteht sich von selbst. Ich kann mich aber auch erinnern, dass der LMF uns Geschichten aus Karl May-Büchern vorlas. So um 22.00 Uhr war dann Zapfenstreich. Der LMF kontrollierte dann stichprobenartig die Stuben, der Stubenälteste musste Meldung machen, die da hieß: keine besonderen Vorkommnisse, dann war absolute Nachtruhe.

Erwähnen möchte ich noch, dass der Kontakt zu unseren Eltern aufrecht erhalten blieb. Wir erhielten regelmäßig Post von zuhause und

mussten jede Woche unter Aufsicht einen Brief schreiben.

Unsere Rückreise, man kann schon sagen unsere Flucht zurück nach Deutschland, erfolgte im September 1944. Der Grund dafür war, wie wir erst später erfuhren, die zunehmende Partisanentätigkeit in der Slowakei. Man konnte also für unsere Sicherheit nicht mehr garantieren.

Ich kann mich genau erinnern: wir saßen am Vormittag bei Sonnenschein vor dem Haus beim Schulunterricht. Plötzlich kam der LMF, brach den Unterricht ab und erklärte, wir müssten aus Sicherheitsgründen sofort die Heimreise antreten. Mit wenig Gepäck und – wie er ausdrücklich betonte – „ohne Uniform“.

Am Abreisetag stand ein ziemlich bunter Haufen von etwa 100 Jungs vor dem Haus und wartete auf Anordnungen. Unsere Pappköfferchen wurden auf Pferdewagen geladen und ab ging der Marsch zum 6 km entfernten Bahnhof Kremnica. Auf dem Bahnhof mussten wir aus alter Gewohnheit wieder antreten, jeder bekam einen Proviantbeutel in die Hand gedrückt, dann wurden wir im bereit gestellten Zug verteilt. Nach vielen Tagen und Zwischenaufenthalten, vielen Halts auf freier Strecke, mit Fliegeralarm, endete die Odyssee schließlich wieder in Berlin. Die raue Wirklichkeit des Krieges mit Bombennächten und Entbehrungen hatte uns wieder. Dass diese Zeit noch bis Mai 45 anhalten sollte, wusste damals natürlich niemand.

Zum Aufpäppeln aufs Land Von Wolfhard Besser

Den Begriff "Kinderlandverschickung" hörte ich Anfang der 60er Jahre zum ersten Mal von älteren Kollegen, als sie sich über ihre Erlebnisse in der Kriegszeit unterhielten und Erinnerungen austauschten. In meiner Heimatstadt Görlitz, in der tiefsten Provinz, spielte die Kinderlandverschickung zum Schutz der Kinder vor Bombenangriffen keine Rolle; wobei ich heute weiß, dass es

sie schon nach dem I. Weltkrieg gab zur Erholung für gesundheitlich angeschlagene Mädchen und Jungen. Dies alles war mir damals nicht bekannt.

Nach Ende des II. Weltkrieges herrschte bekanntlich große Not. Hunger und Existenzängste dominierten den Alltag. In vielen Familien befand sich der Vater entweder in Gefangenschaft oder war gar im Krieg geblieben.

Die Last lag vor allem auf den Schultern vieler Frauen und Mütter. Die Mangelernährung führte dazu, dass man sie den Kindern ansah – auch mir. Wie ich Jahre später erfuhr, wurde gemutmaßt "Wird er wohl durchkommen?" – womit ich gemeint war. Als Kind empfindet man seinen eigenen Zustand meist nicht so wie ihn die Erwachsenen sehen. Ich fühlte mich nicht schlecht oder schwach. Jedenfalls erhielt ich einen "Landaufenthalt" zugesprochen – ob nun durch die Schule oder das Gesundheitsamt der Stadt oder über einen Kinderarzt? Ich habe nie danach gefragt. Also ging es in den Sommerferien 1946 zu einem Bauern in die etwas weitere Umgebung – nach Oelsa bei Löbau, einem kleinen 400-Seelendorf – im Mittelalter eine sorbische Siedlung, die sich Woleshnica nannte – was im Slawischen so viel bedeutet wie "mit Erlen bestandener Ort". Dorthin ging es nun. Mit mir wurden mehrere Dutzend bedürftige Kinder zu bereitwilligen Bauern gebracht – meist immer nur ein Kind pro Bauernhof. Für ein Stadtkind ein ungewohnter Ort. Nun war ich allein, ohne Mutter und Bruder. Ich kann nicht sagen, ob Bauern zu dieser Aufnahme von bedürftigen Kindern verpflichtet wurden oder ob sie die gute Tat freiwillig leisteten, denn hinter vielen Anordnungen und Maßnahmen stand damals die SMAD (Sowjetische Militäradministration). Auf alle Fälle war es eine gute Sache. Der Dreiseitenhof bestand aus Wohnhaus, Scheune und Wirtschaftsgebäude mit Ställen. In der Mitte ein großer Misthaufen, wo sich tagsüber die Hühner tummelten. Ich erhielt ein Bett in der Kammer der Magd; eigene Kinder hatte die Bauernfamilie keine mehr im Gehöft wohnen.

Vielleicht waren die Söhne im Krieg geblieben? Aber das Wichtigste für mich - es gab jeden Tag - früh, mittags und abends - reichlich zu essen. Und dies war ja die Hauptsache, "damit der Junge wieder etwas auf die Rippen bekommt". Allerdings musste ich mich tagsüber selbst beschäftigen. Spielkameraden gab es keine; auch nicht in der Umgebung des Gehöftes. So floss das dörfliche Leben Tag für Tag so dahin. Er begann für die Bauernfamilie frühmorgens mit dem Melken der Kühe, - wenn ich noch schlief - danach wurde die abgabepflichtige Milch in großen Milchkanen zur Rampe an der Dorfstraße gefahren, von der dann die vielen Kannen weiterer Bauern in die Molkerei transportiert wurden. Nach dem Frühstück fuhren die Bauersleute aufs Feld zu notwendigen Pflege- oder Erntearbeiten. Vorher wurden die Kühe auf die Weide gebracht. Ich durfte oft eine Kuh der Herde führen, die als besonders gutmütig galt - "Lotte".

Jedenfalls habe ich mich nie gelangweilt. Eine Spielbeschäftigung fand sich immer oder ich fuhr mit aufs Feld und sah bei den Arbeiten zu, passte auf den begleitenden Hund auf. So verging ein Tag wie der andere - mit gutem Essen (was damals auf einem Bauernhof möglich war).

Eines Tages wurde nach mir gerufen: "Komm' mal, dein Lehrer ist da!" Ich wunderte mich zunächst; aber dann saß nicht mein Klassenlehrer vor dem Bauernhaus, sondern mein Großvater. Damit ich nicht allzu lange ohne Familienkontakt bleibe, hatte er sich per Fahrrad auf den Weg gemacht; 30 km hin und 30 km zurück. Vermisst habe ich schon meine Mutter und meinen Bruder, die Familie insgesamt; aber nicht so, wie dies heute in der Corona-Situation immer wieder beklagt wird, die Pandemie erzeuge bei den Kindern Einsamkeit, Panikattacken und totale Überforderung. Wie und was empfanden dann die Kinder der Kriegs- und Nachkriegszeit die damalige Situation? Die war wahrlich schlimmer.

Jedenfalls waren die drei Wochen auf dem Lande doch eine schöne Zeit, in denen ich

als Stadtkind das dörfliche Alltagsleben kennenlernte und ein paar Pfund schwerer als zuvor nach drei Wochen wieder nach Hause durfte.

Verschickung in der Kindheit **Von Dr. Klaus Liedke**

Als Mitglied in der Zeitzeugenbörse ist es mir eine Verpflichtung, auf den Aufruf zu reagieren und einen Beitrag bezüglich der „Verschickungen in der Kindheit“ zu verfassen. Das fällt mir insofern nicht schwer, da ich im Sommer 1947 in Berlin-Friedrichshain in die 5. Klasse der Grundschule ging und in den großen Ferien auf einen Bauernhof in die Altmark fahren durfte.

Wir waren drei Jungs aus meiner damaligen Klasse, die auf Bauernhöfe in das Dorf Altmersleben kamen.

Es sind besonders folgende Ereignisse, die mir im Gedächtnis geblieben sind:

Das ist erstens das Reiten auf einem Pferd. Da ich ja 1945 erst aus Ostpreußen nach Berlin geflüchtet war, konnte ich reiten, was ich dort gelernt hatte. Insofern war ich meinen Klassenkameraden überlegen, die nicht reiten konnten und beide, wenn auch im Trab, vom Pferd fielen. Das war für mich und für den Bauern ein großer Spaß, insbesondere weil sich niemand verletzt hatte.

Zweitens war es das gute Essen auf dem Bauernhof, was ja mit dem damaligen Essen in Ostberlin nicht vergleichbar war. Ich glaube auch nicht, dass die Menschen auf den Bauernhöfen überhaupt Lebensmittelkarten kannten. Insofern war meine Verschickung in die Altmark für meine Eltern eine Entlastung.

Weiterhin war es die im Sommer 1947 grassierende Epidemie: „Kinderlähmung“.

Das führte dazu, vergleichbar mit der jetzigen CORONA-Epidemie, dass wir verschickten Schulkinder nicht nach Berlin zurück reisen durften.

Wir Schüler haben natürlich gejubelt; denn das bedeutete für uns eine Verlängerung der Ferienzeit um einen Monat. Aber wir haben

alles nachgeholt, und keiner ist sitzen geblieben.

Das war mein Kurzbericht für den „Zeitzeugenbrief“. Ich könnte noch viel mehr schreiben über die damalige Zeit. Vielleicht in einem anderen Zusammenhang. Ich hoffe, es ist interessant, insbesondere für die jüngeren Generationen.

HELMAS DORF - EINE KINDERREISE 1947 **Von Ditha Brickwell**

Im Jahr 1947 erobert Helmas Mutter für sie einen Platz auf einem Kindertransport von Wien in die Schweiz. Die Sechsjährige übersteht tapfer die lange Bahnfahrt, das Grenzlager in Buchs, den Weitertransport in den Jura. In Zwingen holt sie ein alter Mann ab und bringt sie in das Dorf Breitenbach zu seiner Familie.

Doch der Anfang ist für Helma schwer. Die älteste Tochter, die zwanzigjährige Ruth, hat das Mutter-Kind-Spiel noch nicht gelernt – und die jüngere Schwester Isabel ist boshaft und eifersüchtig (worauf?); Elisabeth – die Frau des Hauses - hat das Muttersein verlernt und das Großmuttersein noch nicht im Sinn. Kein Mensch da zum Anklammern. Nach wieviel Tagen, weiß Helma nicht, lernt sie: Das Dorf ist ein Paradies – alles, was ein Kind sich wünscht, ist da, aber man muss es wollen, suchen, ergreifen.

In der Hütte nebenan leben zwei Schwestern so alt wie Helma – die Hocke Mädchen. Sie nehmen sie in ihre Mitte, wenn sie durchs Dorf gehen; im Haus daneben wohnen zwei Schildkröten, die man lange anschauen kann; die Dorfstraße hinunter sind: die Schule, ein Spielplatz mit Reckstangen, eine Dreierbande Buben, die ihr was vorturnen und geduldig Schwyzerdütsch auf sie einreden, bis sie anfängt zurückzureden, passend in deren Tonfall; weiter rechts ist der Migros Markt mit herrlichen Duftkaskaden; benachbart steht ein Haus, in dem drei Kinder wohnen, ein Mädchen, sechs Jahre alt wie sie selbst, das hat eine Spielküche auf dem Dachboden. Jenseits des Dorfbrunnens ist

die Bäckerei Finkbeiner. Ha, da ist das Wienerli von die Kessler – Wienerli (so heißen auch die appetitlichen Würstchen beim Metzger) ist ihr Spitzname im Dorf. Wenn um sechs Uhr abends Helma mit 70 Rappen in der Faust ein Brot holen kommt, gibt ihr der Bäcker zwei Sprüngli Schocki (fingerlange Stangen feinsten Schokolade). Bald hat es ihre Bubenbande begriffen, sie selbst bekommen nur zwei Bonbons als Belohnung, also lauern sie ihrer Freundin auf, wenn sie aus dem Geschäft kommt, drücken ihr das Geld in die freie Hand – ‚Goeschtinna?‘ und schon geht sie zurück zum Finkbeiner, legt wieder 70 Rappen hin, nimmt das zweite Brot, und der Bäcker packt ihr mit unbewegtem Gesicht wieder zwei Sprüngli Riegel dazu, die draußen unter den Buben aufgeteilt werden. Den Weg zurück bis vor das Kessler-Haus, dort weitet sich die Straße zum Kirchplatz, und in der Kirche hat sie einmal in der Woche Kinderandacht mit ihren zehn oder fünfzehn Freundinnen und Freunden aus dem Dorf und auch Sonntagsmesse – sie auf ihrem Stammplatz, zweite Bank links, neben den Hocke-Mädchen vom Nachbarhaus. Ja, sie hat ihren eigenen Platz. Und sie hat auch erwachsene Freundinnen, rechts die Straße bergauf, die Frau Meier, die alte Lehrerin, die so gerne mit ihr spricht, und links die fünf Arbeiterinnen der Uhrenfabrik. Vor einer Fensterwand sitzen sie und schrauben und montieren Uhren und wollen von ihr Geschichten hören. Und Helma erzählt, und wenn ihr der Stoff ausgeht, singt sie ihnen vor, Kinderlieder und Jodler aus dem Rammingtal.

In dieses Panoptikum der Kinderfreiheit purzeln Ereignisse. Fastnacht zum Beispiel: Der Vater baut eine Maske aus Draht, Zeitungs- und buntem Seidenpapier und Leim. Die Kinder rasen in schrecklichen Masken durch Gärten und über die Straße – und sie hat die unheimlichste – ein bleiches Froschgesicht mit Glupschaugen, grauenvoll.

Es wird warm, und die Kirschen sind reif auf dem Rueti, die Gemeinschaftswiese, oben in den Hügeln. Und jeden Morgen wird Helma eine weiße Schürze umgebunden, und sie

zieht los auf Abenteuer, mittags, wenn die Sirene der Isola Werke, der großen Fabrik hinter dem Dorf, heult, muss sie zu Hause sein, das ist Gesetz, und abends wiederum um sechs Uhr, wieder beim Sirenengeheul. Wiesen, Duft und ein ganzes Dorf, das sein Wienerli adoptiert hat.

Irgendwann im Mai (kein Mantel mehr notwendig) ist Helma plötzlich zurück in Wien. Wieder in einer Reihe mit vielen Kindern und ihnen gegenüber die Schar der aufgeregten Mütter. Helma ist gewachsen, kräftig, vom Leben im Freien hellblond gebleicht. Sie hat nicht heim wollen erklärt sie der Mutter auf Schwyzerdütsch und weigert sich lange, das Wienerische wieder anzunehmen. Frei und stark, wie sie jetzt ist, holt sie das versäumte Schuljahr mit einer Lehrerin nach – in nur sechs Wochen.

Wie war das damals, Helma, zurück in der Entbehrung in Wien? „Ja, aber es hat mich nicht mitgenommen – im Doppelsinn des Wortes. Auf der Hinfahrt wollte ich in die Mitte der Kinder, wurde aber immer wieder an den Rand gedrängt. Zurück in Wien aber war ich wie ein Abenteuerwanderer mit der Erfahrung meiner Stärke unterwegs – und blieb in der Rolle der Randständigen so wie es mir auf der Reise durch den Krieg immer schon ergangen war; nur damals war ich noch mundtot, weil sprachlos gewesen; jetzt aber hatte ich mich begriffen als Beobachtende und Erzählende.“

Ausschnitt aus dem noch unveröffentlichten autobiografischen Roman „Dunkelreise“ von Ditha Brickwell

Verschickung **Von Sybille Voormann**

Nachdem 1948 die sowjetische Besatzungsmacht die Straßen in die westlichen Zonen und umgekehrt abgeriegelt hatte, wurde Berlin von Amerikanern, Briten und Franzosen durch die Luft versorgt: die Luftbrücke. In kurzer Folge landeten die Flugzeuge und brachten Lebensmittel und Kohlen für die

hungernden und frierenden West-Berliner. Zurück flogen sie häufig leer.

Um die Kinder besser zu versorgen und Berlin zu entlasten, starteten die Westalliierten die Initiative, möglichst viele Berliner Kinder in die Landverschickung zu geben. Wir waren vier Geschwister und meine Eltern entschlossen sich – sicherlich schweren Herzens – ihre beiden älteren Töchter, 13 und 15 Jahre alt, zu Freunden nach Westdeutschland reisen zu lassen.

Dass sie nicht wussten, ob wir uns je wiedersehen würden, habe ich erst viel später erfahren. Und für mich als 13jährige war die Verschickung mit einem Rosinenbomber ein willkommenes Abenteuer.

Und so saß ich dann mit meiner Schwester an einem Tag im November 1948 in einer DC4, einer Dakota, in Richtung Hamburg. Das war ein ehemaliges Militärflugzeug, und auf den Segeltuchbänken entlang des Rumpfes lagen noch Nudeln von einem Versorgungsflug. Alles war neu und spannend, so dass der Abschied von Eltern, Geschwistern und Freunden nicht schwer fiel.

Wir landeten in Hamburg, wo meine Schwester blieb, und ich fand mich wieder in einem dunklen Zug, der durch die Nacht fuhr, wusste nicht wohin und fühlte mich einsam und unsicher. Aber ich kam dann doch irgendwann in Bückeburg an, wo die lieben Freunde meiner Eltern, mich vom Bahnhof abholten.

Die Wohnung war klein, eng und primitiv (hatte kein Badezimmer), aber ein Bett bei Tochter Sabine im Zimmer stand für mich bereit.

Da ich mit meinen Zehen meine Schuhe schon durchbohrt hatte, kaufte man mir gleich am nächsten Tag ein Paar neue. So schöne hatte ich lange nicht gehabt, und ich war stolz auf sie.

Ich wurde im Gymnasium „Adolfinum“ angemeldet und kam in eine gemischte 7. Klasse. Mit den Jungs habe ich mich gut verstanden und gerne mit ihnen auf dem Hof getobt. An die Mädchen erinnere ich mich nicht, mit einer Ausnahme, das war Dagmar, über die ich

später noch berichten werde. Mit dem Unterrichtsstoff hatte ich keine Schwierigkeiten, und ich fand meine französische Aussprache besser als die meines Lehrers. Eine Deutschstunde ist mir in besonderer Erinnerung geblieben: Als wir beim Lesen von Wilhelm Tell den Ausspruch lasen „Ein Sprung von dieser Brücke macht mich frei“ sagte der Lehrer, dass es wohl nicht so leicht sei, sich das Leben zu nehmen. Ich widersprach ihm. Ungläubig fragte er nach einem Beispiel, und ich fing an meinen Großvater, meine Tante, meine Schulfreundin und hätte noch mehr aufzählen können, wenn er mich nicht unterbrochen hätte.

Da ich nun in einer Stadtwohnung wohnte, habe ich viele Briefe an Eltern, Geschwister, Freunde und meine Lieblingscousine geschrieben. Außerdem habe ich für Sabines Puppe Kleider genäht, was ich ganz gut konnte. Diese Puppe habe ich dann zu Weihnachten geschenkt bekommen.

Es war mein erstes Weihnachten ohne Eltern und Geschwister, und wir sind nie zu Weihnachten zum Gottesdienst gegangen. Aber der Besuch in Bückeburgs schöner Barockkirche ist mir in positiver Erinnerung geblieben.

Im Frühling bin ich mit meiner Gastfamilie in das obere Stockwerk einer kleinen Villa umgezogen. Wir hatten etwas mehr Platz und Komfort. Dadurch änderte sich auch mein Schulweg, den ich dann mit meiner Freundin Dagmar gehen konnte. Wir gingen an den Fischteichen vorbei über die Hofwiesen, die voll blühender Himmelschlüssel standen und erzählten uns Schauergeschichten.

Dagmar hieß mit Nachnamen „zu Schaumburg-Lippe“ und war eine richtige Prinzessin, eine Außenseiterin in der Klasse so wie ich. Aber als Berlinerin fühlte ich mich ihr ebenbürtig. Ich habe sie auch in ihrem Zuhause – dem Palais – besucht. Sie hatte ein hübsches Zimmer, das sie ganz für sich alleine hatte und einen großen Park zum Spielen.

Ein weiterer Spielkamerad war Hubertus zu Münster, der mit Mutter – eine gebürtige Gräfin von Schwerin - und zwei Schwestern aus

Pommern geflüchtet war. An diesen April erinnere ich mich besonders: Es war sehr warm und schwül und es gab ganz viele Maikäfer, man konnte sie abends aus der Luft greifen.

Aber obwohl meine Gasteltern alles taten, damit ich mich wohl fühlte, hatte ich manchmal ziemliches Heimweh. Im Mai war die Luftbrücke endlich vorbei, und ich durfte nach Hause fahren.

Ich weiß nicht, ob ich mich bedankt habe bei meinen Gasteltern für ihre Bereitschaft, mich aufzunehmen. Viel später als Erwachsene habe ich dies nachgeholt.

Sommerferien im Allgäu **Von Eveline Plato**

Es war geplant, dass ich mit nicht ganz 10 Jahren während der großen Ferien im Sommer 1957 nach Bayern verschickt werden sollte. Dazu war es Pflicht, sich vorab einer ärztlichen Untersuchung zu unterziehen. Am Vorabend dieses Termins wollte ich während des alltäglichen Abendbrots auch die von meinem Vater geliebten Ölsardinen probieren. Warum, das bleibt mir bis heute ein Rätsel, denn einmal probiert und bis heute nie wieder. Obwohl mit Appetit genossen ging es mir am nächsten Morgen nicht besonders gut. Aber der Termin stand nun einmal fest und es gab kein zurück. Also fuhren wir – meine Mutter und ich – zum Arzttermin, der in der ehemaligen Hauptverwaltung der BEWAG im Shell-Haus – vermutlich der Betriebsarzt - stattfand. Der Ferienaufenthalt wurde vom ehemaligen Arbeitgeber meines Vaters unterstützt. Dort angekommen liefen wir durch piekfeine auf Hochglanz gebohrte Flure zum Arztzimmer. Es geschah wie es kommen musste, die Ölsardinen ergossen sich auf den Flur, bevor meine Mutter noch geistesgegenwärtig mir ihre Einkaufstasche hinhalten konnte, um Schlimmeres zu verhindern. Irgendwie wurde dann die Untersuchung gemeistert, und es ging für zwei Wochen in Richtung Allgäu.

Das Kinderheim lag in schöner Lage, und es wurden von dort aus diverse Ausflüge in die Umgebung veranstaltet. Betreut wurden wir von Schwestern. Gegessen wurde an langen Tischen, wobei für „Preußen“ die bayerische Kost schon etwas gewöhnungsbedürftig war: z.B. gab es Graubrot, das mit Kümmel gebacken war, für Berliner Gören damals ziemlich unbekannt. Ich erwähnte das in einem Brief an meine Eltern, dass mir das gar nicht zusagt, und da wir die Post offen(!) auf einen Tisch legen mussten, die Schwestern sämtliche Post durchgelesen haben, kam eine Schwester auf mich zu und meinte, ich sollte das so nicht schreiben, man würde sich zu Hause nur Sorgen machen.



Kinderheim „Sonnenberg“ in Fischen/Allgäu
Aufnahme, Eigentum und Verlag:
Beutler Sonthofen

Zu einem weiteren merkwürdigen Vorfall kam es dann gegen Ende der Reise. Wir waren nach meiner Erinnerung acht Mädchen in unserem Schlafsaal. An diesem besagten Spätnachmittag wurden in unserem Schlafsaal noch weitere Betten gestellt, da für eine Gruppe Mädchen eine Übernachtungsmöglichkeit geschaffen werden musste. Es waren Mädchen, die sich untereinander in einer anderen Sprache unterhielten, sehr ärmlich aussahen und auch völlig übermüdet waren. Sie mussten schon sehr lange unterwegs sein. Schiefen also auch sofort ein. Eines der Mädchen muss so unglücklich gelegen haben, dass es furchtbar anfang zu schnarchen. Daraufhin beklagte sich ein anderes Mädchen aus unserer Gruppe, dass sie nicht einschlafen könne. Ich, als freche Berliner Göre,

rief ihr zu: dann halte ihr doch die Nase zu! Noch nicht ganz ausgesprochen stand eine Schwester an meinem Bett, riss mich aus dem Bett und bugsierte mich in eine nebenliegende Besenkammer, in der ich weinend einige Zeit ausharren musste. Völlig durchgekühlt brachte man mich dann wieder in mein Bett. Stand also eine Schwester lauschend hinter der Tür, um festzustellen, ob wir alle schlafen.

Ja, das waren noch andere Zeiten und andere Sitten. Habe aber keine bleibenden Folgen davongetragen!

Kinderreisen – aus verschiedensten Anlässen

Von Karin Manke-Hengsbach

Ja, die hat es gegeben.

Mein Vater hatte einen Kriegsfreund und der lebte in Berlin. Dieser war Rosenzüchter in einer großen Gärtnerei – Professor Rupprecht – manchmal kam er zu uns nach Erfurt – wo ich 1946 geboren und aufgewachsen bin und meine Kindheit dort verbrachte – und besuchte dann meine Eltern. Erfurt war (und ist wohl noch immer) die Samenstadt – wo es die seltensten Pflanzen und eben Samen gegeben hat.

So geschah es, dass ich schon mit 9 Jahren Berlin kennen lernen durfte. Leider kann ich mich an die Stadt selbst, im Jahre 1955, überhaupt nicht mehr erinnern. Aber an den Ort des Rosenzüchters schon. Irgendwo in Köpenick muss es gewesen sein. Wir – mein Bruder und ich – kamen in ein großes Waldgrundstück – das endete am Wasser und davor stand die Villa – in der wir einige Tage – oder waren es Wochen - verbringen durften. Ein unvergessliches Erlebnis für die ganze Familie.

Mein Vater war in so einem Saatzuchtbetrieb in Erfurt tätig- dort war er Lagermeister und hatte einiges mitzubestimmen – so z.B. dass seine Kinder – also mein ein Jahr jüngerer Bruder und ich – regelmäßig ins Ferienlager

reisen durften. Da ging es immer in den Thüringer Wald. – Jahr für Jahr waren das und bis heute für mich unvergessliche Erlebnisse und Erinnerungen.

Dort in den Lagern gab es keinen Zwang, da gab es reichlich zu essen, gab es Wanderungen und Spiele und da gab es Freundschaften, die man – je älter man wurde – enger miteinander schloss.

Schon bald war auch mein Bruder (der ein Jahr jünger war als ich) mit dabei –, da mein Vater der Lagerleiter war, ließ sich das alles ermöglichen.

Unser Vater hat uns den Koffer gepackt. Jedes Kleidungsstück wurde von ihm aufgelistet und die Liste in die Innenseite des Koffers geklebt. Bei unserer Rückkehr hat er dann überprüft, ob auch alles noch vorhanden war. – Natürlich war es das nicht. Ob es dafür Bestrafungen gab, daran kann ich mich aber nicht mehr erinnern.

Im Folgejahr fuhren wir dennoch wieder in die Orte, entweder in den Harz oder eben in den Thüringer Wald - an die Ortsnamen erinnere ich mich nicht mehr – nur einer blieb mir ganz besonders in Erinnerung. - Niedersachswerfen – denn dort waren wir Kinder im Tanzsaal des Ortes untergebracht und ich hatte dort eine Freundin- sie war die Tochter des Gastwirtes.



Gruppenbild auf dem Brocken Foto: Privatbesitz Manke

Das brachte mich in eine Sonderstellung, denn mir wurde mehr erlaubt als all den anderen Kindern.

Umso schmerzlicher war dann aber auch die Trennung, die nach zwei schönen Wochen erfolgen musste.

Ich hatte bereits mein 14. Lebensjahr erreicht – das hat bedeutet, dass Reisen ins Kinderferienlager nicht mehr möglich waren. – Aber mein Vater setzte sich dafür ein und ich durfte noch einmal dabei sein. Es ging auf den „Brocken“.

Im Foto sieht man bereits, dass ich nicht viel kleiner war als die Erzieherin.

Und es wurden - leider zum allerletzten Mal für mich – die schönsten Ferientage meiner Kindheit.

In eigener Sache

Zeitzeugen gesucht

Suchmeldung / Mail vom 24.5.21

„Ich bin ein amerikanischer Kunsthistoriker, der die Bedeutung des sowjetischen Denkmals in Treptow in der ostdeutschen Kultur in den 1960er bis 1980er Jahren erforscht. Ich möchte mit Menschen sprechen, die zu dieser Zeit Jugendliche waren (vielleicht 12-20 Jahre alt) und an den großen Kundgebungen und Veranstaltungen teilnahmen, die am Denkmal stattfanden. Zum Beispiel gab es im November 1967 einen großen „Kampf Appell“, an dem 12.000 junge Menschen teilnahmen. Aber im Allgemeinen wäre es großartig, mit jedem zu sprechen, der an Veranstaltungen in Treptow teilgenommen hat. Vielen Dank.

David E.“



**Wir gratulieren allen im Juni und Juli geborenen Zeitzeuginnen, Zeitzeugen
und Mitgliedern**

Juni

01.06. Margot Sharma, 02.06. Gerda Kanzleiter, 03.06. Burghard Hintze, 04.06. Eva Geffers, 07.06. Rahel R. Mann, 07.06. Lutz Baumann, 09.06. Ingrid Diedrichsen, 10.06. Lutz Rackow, 11.06. Rolf Triesch, 11.06. Jürgen Kussatz, 12.06. Rudolf Golkowsky, 13.06. Edith Kiewewetter-Giese, 24.06. Erika Schallert, 25.06. Ingrid Taegner

Juli

03.07. Georg Rückriem, 07.07. Jürgen Kirschning, 09.07. Boris Franzke, 10.07. Arno Kiehl, 11.07. Brigitte Sommer, 12.07. Lena Kelm, 16.07. Dagmar Behrendt, 16.07. Martin Blath, 21.07. Herbert Wargenau, 22.07. Markus Eglin, 23.07. Christa Ronke, 28.07. Ditha Brickwell, 31.07. Meinhard Schröder

Impressum

Namentlich gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbedingt die Meinung der Redaktion wieder!

V.i.S.d.P: Jens Splettstöhser, Redaktion: Eva Geffers, redaktionelle Mitarbeit: Elli Tellmann,
Lektorat und Layout: Margot Schmezer

ZeitZeugenBörse e.V., Togostr. 74, 13351 Berlin, ☎ 030-44046378

Mail: info@zeitzeugenboerse.de – www.zeitzeugenboerse.de

Bürozeiten: Montag, Mittwoch, Freitag 10 – 13 Uhr

Redaktionsschluss ist der 15. des Monats vor jeder Ausgabe. Kürzungen und Bearbeitungen der Beiträge bleiben der Redaktion vorbehalten. Den Wunsch nach Kontrolle vor der Veröffentlichung bitte extra und mit Tel.-Nr. vermerken.

Über Spenden freuen wir uns sehr: Bank für Sozialwirtschaft

BIC: BFSWDE33BER

IBAN: DE83 1002 0500 0003 3407 01

Typowerk Design und Druck

BODONI Vielseithof, Buskower Dorfstraße 22

16816 NEURUPPIN/OT BUSKOW

☎ 033915109095, FAX: 030-28387568, Mail: info@bodoni.org

**Die ZeitZeugenBörse e.V. wird gefördert von der Senatsverwaltung für Integration, Arbeit
und Soziales**